

„Das Herz von Dschenin“ – ein Film bewegt Palästinenser und Israeli

Achmeds Tod lässt andere Kinder leben

Dies ist die Geschichte des Ismael Khatib (42), eines Mannes aus dem palästinensischen Flüchtlingslager Dschenin. Die Organe seines toten Sohnes haben Kinder in Israel bekommen. Der Film über diese Geschichte ist gedreht. Jetzt wünschen sich die Menschen in Dschenin ein Kino.

Von Inge Günther, Dschenin

Es ist der 5. November 2005. Ismael Khatibs zwölfjähriger Sohn Achmed spielt mit Freunden auf der Straße, als israelische Soldaten zur Razzia anrücken. Sie halten das Spielzeuggewehr der Kinder für echt und schießen. Eine Kugel trifft Achmeds Kopf. Hirntod, dagegen sind auch die Chirurgen in Israel machtlos. Eine Ambulanz hat Achmed in die Spezialklinik nach Haifa gebracht. Der Pfleger Raymond, ein arabischer Israeli, nimmt Achmeds Vater zur Seite, um ihn auf das Thema Organspende anzusprechen. Ismael Khatib willigt ein, nachdem er sich mit dem Mufti und anderen Leuten, die in Dschenin etwas zu sagen haben, beraten hat, darunter ist auch der Anführer der Al-Aksa-Brigaden. Vier schwerstkranken Kinder in Israel erhalten die seit langem ersehnte Transplantation.

Es ist eine kinoreife Geschichte, ein Dokumentarfilm, „The Heart of Jenin“ (Das Herz von Dschenin), eine israelisch-deutsche Koproduktion, ist daraus entstanden, gerade zu sehen beim Filmfestival in Locarno. Er zeigt, wie Ismael Khatib drei der geretteten Kinder besucht: Sameh, Mohammed und Menuha, die dank dem gespendeten Herzen und den Nieren des toten Achmed heute ein gesundes, glückliches Leben führen.

Es sind bewegende Begegnungen, drei Jahre danach. Wie von selbst spannt sich ein unsichtbarer Draht zwischen den Kindern und dem fremden Mann aus einer anderen Welt, die irgendwo hinter dem Sperrwall liegt. Im Falle der früher herzkranken Sameh Gadban, einem Mädchen im Teenageralter aus einer Drusenfamilie, klappt das sofort. Ebenso mit dem quirligen Mohammed Kabua, dem Beduinensohn, der unermüdet auf seinem Fahrrad ums Elternhaus im Negev kurvt, seit er nicht mehr zur Dialyse muss.

Komplizierter ist der Kontakt zu Menuha, der Tochter strenggläubiger Juden aus der Jerusalemer Siedlung Pisgat Zeev. Dass das Spenderorgan arabischer Herkunft ist, rüttelt an den Festen der Familie Levinson. Vor dem Operationssaal ist dem Vater der Satz entfahren, eine jüdische Niere wäre ihm lieber gewesen. Später ist ihm das peinlich. Aber es kostet ihn sichtlich Überwindung, palästinensische Gäste zu empfangen, noch dazu einen aus dem als Widerstandsnest verschrien Dschenin. Sein Versuch, von Mensch zu Mensch zu reden, wirkt beklemmend. „Geh doch in die Türkei“, rät er Ismael Khatib.

Kinder können keine Feinde sein

Nur Menuha lässt bei aller Schüchternheit kindliche Neugierde erkennen. Sowie so ist Ismael Khatib ihretwegen gekommen. „Auf ihren Vater habe ich gar nicht geachtet.“ Für ihn haben alle drei Kinder etwas von Achmed, nicht nur die Organe. Er fühlt sich seinem toten Sohn näher, wenn er mit diesen Kindern zusammen ist.

Damals, als Khatib den Organspenden zugestimmt hatte, reagierten auch die eigenen Leute irritiert. Schlagzeilen wie „Palästinensischer Vater rettet israelische Kinder“ kamen in Dschenin nicht so gut an. „Wie kannst du die Organe deines getöteten Jungen den Feinden überlassen?“ Derartiges hat Ismael Khatib öfter zu hören gekriegt. „Kinder sind nicht meine Feinde, sie tragen keine Schuld“, hat er geduldig erwidert. Noch

schwerer taten sich die Israeli. Ein Palästinenser von derartiger menschlicher Größe passte nicht in ihr Bild. „Das hat sie mehr durcheinandergebracht, als wenn ich ein Terrorist wäre“, sagt Khatib.

Auch Ismael Khatib hat in jungen Jahren Molotowcocktails und Steine gegen Militärs geschleudert. Elf Mal saß er in israelischen Gefängnissen, meist für Monate. Wahrscheinlich weiß er auch, wie man mit einer Kalaschnikow umgeht. Er ist kein Mann, der viele Worte verliert. Er ist eher der Typ, bei dem alle hinhören, wenn er etwas sagt. Die Trauer hat seine melancholischen Züge noch vertieft. Und doch ruht er in sich wie wenige sonst. Vielleicht zieht gerade das die Kinder an, um die sich Ismael Khatib inzwischen in Dschenin kümmert.

Ein Jugendzentrum für das Lager

Nach Achmeds Tod erhielt Ismael Khatib viele Auszeichnungen von Organspender-Organisationen. Das italienische Städtchen Coneo ehrte ihn zum Beispiel mit einer goldenen Medaille. Ismael hat den Leuten aus Coneo gesagt, der Hauptgrund, warum Achmed sterben musste, liege darin, dass es in Dschenin keinen sicheren Platz für Kinder gebe, so dass sich alle auf der Straße rumtreiben müssten. Coneo hat daraufhin einige zehntausend Euro für ein Jugendzentrum im Flüchtlingslager zusammengekratzt.

Geleitet wird dieses Jugendzentrum von Ismael Khatib, dem gelernten Automechaniker und pädagogischen Autodidakten. 200 Kinder kommen täglich, auch in den Ferien und nachmittags nach der Schule. „Wir bringen ihnen Dinge auf unterhaltsame Weise bei“, sagt Ismael Khatib, „mit Musik, Film und Theater.“ An die Wand im größten Raum, wo sie Dabka lernen, einen palästinensischen Traditionstanz, haben die Kinder ein riesiges rotes Herz gemalt, zur Erinnerung an Achmed. Ismael sagt, dass „Achmed in allen von ihnen steckt“. Für ihre Zukunft fühle er sich „verantwortlich wie ein Vater“. Auch Agla, seine Frau, kommt manchmal vorbei. Sie haben zwar noch vier eigene Kinder, Achmed war der Mittlere von fünf. „Aber es macht es leichter für sie, wenn sie Achmeds Freunde sieht“, meint Ismael Khatib.

Inzwischen hat sich auch die Meinung in Dschenin gewandelt. Man hat hohen Respekt vor Ismael Khatib. Erst recht, seitdem neulich im Lager „The Heart of Jenin“ vorab zu sehen war, wie wenig später auch in Jerusalem. Das liegt nicht zuletzt daran, dass die beiden Filmemacher, der Israeli Leon Geller und der Deutsche Marcus Vetter, das Persönliche auf höchst authentische Weise in den politischen Kontext eingebunden haben. Weder Momentaufnahmen palästinensischer Selbstmordanschläge in Israel fehlen da, noch die Bilder des zerstörten Flüchtlingscamps nach der israelischen Großoffensive im April 2002.

„Die Leute sehen, was Achmed widerfahren ist, aber sie erleben auch eine andere Perspektive“, sagt Khatib. Jedenfalls hat die Sache mit Achmed und dem Film ihn zu einer neuen Einsicht gebracht. „Kino bringt auf wirklich machtvoller Weise deine Botschaft rüber.“ Bis zur ersten Intifada im Jahre 1987 gab es das sogar, das Cinema Dschenin. Es war eines der schönsten Kinos in der Westbank mit mehr als 400 Plätzen.

Irgendwann bei einem gemeinsamen Abendspaziergang ist der imposante Bau im Stadtzentrum, in dem seit Jahren nur noch die Tauben ein- und ausfliegen, Khatib und dem Regisseur Marcus Vetter aufgefallen. Da hat es in ihren Köpfen geklickt. Seitdem setzen sie, unterstützt von palästinensischen Filmschaffenden, Gott und die Welt in Bewegung, um das Cinema Dschenin wieder spielbar zu machen. Mit dem Mufti, der in



Ismael Khatib und Mohammed, der eine Niere von Khatibs Sohn Achmed erhalten hat. Foto Eikon

Dschenin relativ liberal eingestellt ist, haben Khatib und seine Freunde bereits geredet. Der hat sich mit dem Kinoprojekt einverstanden erklärt, solange man „nichts Unanständiges“ zeige. Sollte die Hamas Einwände haben, hält Khatib eine Antwort parat: „Falls sie nicht ins Kino kommen wollen“, meint er, „können sie ja in die Moschee gehen.“

Noch setzt man besser eine Atemmaske auf, bevor man das Kino betritt, sonst verätzt einem der Taubendreck die Luftwege. Die Grundsanierung wird mindestens 250 000 Euro kosten. Aber eigentlich passt die Idee

mit dem Kino zum Konzept von Tony Blair, dem Gesandten des Nahostquartetts. Verkündet der doch, die ganze nördliche Westbank um Dschenin zu einem Fortschrittsmodell der palästinensischen Autonomie machen zu wollen. Die Bewohner sind skeptisch. Aber sie vertrauen auf Ismael Khatib, der gezeigt hat, dass man Dinge verändern kann, wenn man couragiert ist. Die Kinder aus dem Jugendzentrum sind schon weiter. Mit der Videokamera drehen sie im Sommerworkshop Werbeclips, wie alle ins Kino stürmen: „Cinema Jenin – coming soon!“

Die Kämpfe im Kaukasus

Moskaus Sieg

Von Adrian Zielcke

Noch bevor der französische Präsident und EU-Ratsvorsitzende Nicolas Sarkozy in Moskau landete, konnte das russische Staatsoberhaupt Dmitri Medwedew verkünden, dass Russland seine Kampfaktionen im Kaukasus einstelle. Russland hat auf der ganzen Linie gesiegt. Das war zu erwarten, wenn man nur einen einzigen Blick auf das riesige Russland und das winzige Georgien wirft. Aber der georgische Präsident Saakaschwili hat sein Land weder aus dem wirtschaftlichen Ruin geführt, was er seinen Landsleuten versprochen hatte, noch war er in der Lage, die abtrünnigen Provinzen Ossetien und Abchasien zurückzuerobern, wie er es großspurig angekündigt hatte. Er wird sich nicht mehr lange im Amt halten können, zumal die Russen seinen Rücktritt zu einer Bedingung für Verhandlungen gemacht haben.

Im Ergebnis stehen russische Truppen in Georgien, und Abchasien sowie Ossetien werden irgendwann russische Provinzen. Russland kann sogar international überwachte Volksabstimmungen zulassen, denn Ossetien und Abchasien wollen nicht unter der Herrschaft der Georgier leben. Moskau hat aber nicht nur das kleine Georgien in die Knie gezwungen, die erstarkte Großmacht hat auch der Nato und der EU Grenzen gesetzt. Wer immer davon träumt, die EU und die Nato bis in den Kaukasus auszudehnen, zieht sich Moskaus Zorn zu. Das könnte Folgen haben, denn nicht nur Deutschland hat sich in unverantwortlicher Weise von russischem Erdgas abhängig gemacht. So bleibt nur die Erkenntnis, dass der Kaukasus eine russische Einflusszone bleibt und Deutschland eine dauerhafte Verständigung mit Russland suchen muss. Mit Belehrungen wird man keinen Einfluss haben.

Karlsruhe zum Rauchverbot

Mit Clubausweis

Von Christian Gottschalk

Der Deutsche gilt als gründlich und ordnungsliebend. Er hat den Ruf, ein Mensch zu sein, der die Geselligkeit schätzt und seinen Hobbys mit Vorliebe in organisierten Strukturen nachgeht. Egal ob Kegeln, Singen oder die Aufzucht von Meerschweinchen – für alles gibt es Vereine. In Bayern wird es künftig noch mehr davon geben. Dort dürfen die Raucher in normalen Gaststätten und Kneipen nicht mehr zur Zigarettengreifung. Das Bundesverfassungsgericht hat aber ausdrücklich bestätigt, dass nichts dagegen spricht, wenn Gastwirte zu Clubvorsitzenden werden, die Eckkneipe in eine Smoking-Lounge umbenennen und alles so weitergeht wie vor der Zeit, als sich der Gesetzgeber darangemacht hat, den Gesundheitsschutz der Menschen zu verbessern. In Baden-Württemberg hat der Richterspruch keine Bedeutung. Raucherclubs sind hier nicht vorgesehen, sondern andere Ausnahmetatbestände. Die werden aller Voraussicht nach bestehen bleiben, auch wenn das Stuttgarter Gesetz noch einmal überarbeitet werden muss.

Freunde von Mitgliedsausweisen wird die Entscheidung freuen. Laufkundschaft, sagt Karlsruhe, ist in den Raucherclubs nicht erlaubt, feste Strukturen müssen schon sein. Wer die Ordnung in ihrer Gesamtheit liebt, für den ist der Richterspruch ein Graus. Die Regeln in den Bundesländern gehen nun wild durcheinander, gerade das totale Rauchverbot in Bayern bietet auf einmal ungeahnt viele Schlupflöcher. Ist das schlimm? Natürlich nicht. Auch in anderen Bereichen ist das Leben deutschlandweit nicht einheitlich geregelt. Ladenöffnungszeiten und Studiengebühren gibt es mal so und mal anders, und die Menschen sind nicht so dumm, als dass sie sich nicht darauf einstellen könnten.

UNTEN RECHTS

Der Eiserne Frank

Von Heinz Beekmans

Nach gerade mal fünf Wochen Urlaub zurück aus der Südde, outet sich Verdi-Chef Frank Bsirske als knallharter Hund. „Eisern“, sagt der Gewerkschaftschef, „eisern“ habe er sich bei der Nutzung von Gratistickets der Lufthansa an die Obergrenze von ein, bis maximal zwei Tickets im Jahr gehalten. Der Eiserne Frank, der in seinem Erste-Klasse-Sessel an den Fingern abzählt, ob dies heuer sein erster oder doch schon sein zweiter Freiflug ist – so hatten wir uns das gleich vorgestellt, als ruchbar wurde, dass Bsirske in seiner Eigenschaft als stellvertretender Aufsichtsratschef der Lufthansa diese Fluggesellschaft kostenlos in Anspruch nehmen darf. Wenn denn der Eiserne Frank oder andere die Piloten oder das Bodenpersonal oder alle miteinander gerade nicht streiken lassen.

Jedenfalls reiht sich der Eiserne Frank prima ein in die Reihe der anderen eisernen Deutschen. Eine Reihe, die wir beginnen wollen mit dem Eisernen Kanzler (Otto von Bismarck). Die Reihe setzt sich fort mit dem Eisernen Heinrich der Gebrüder Grimm, einem treuen Diener seines Königs, der sich eiserner Bande ums Herz schmieden lässt, als sein Herr... Aber das sollten Sie schon selber nachlesen, gucken Sie mal unter „Froschkönig“ nach, wenn Sie unter Eiserner Heinrich nichts finden. Schließlich sind wir beim Eisernen Gustav. Das war auch eine ganz treue Seele, die eigentlich Gustav Hartmann hieß und 1928 mit seiner Droschke nach Paris gefahren ist, um eine Lanze fürs Pferd zu brechen, das schon damals vom Auto verdrängt wurde. Über den Eisernen Gustav hat Hans Fallada ein Buch geschrieben, Heinz Rühmann hat den Eisernen Gustav gespielt. Tja, Herr Bsirske, als Eiserner Frank haben Sie noch eine große Zukunft vor sich.

Der US-Demokrat John Edwards stolpert über eine Affäre

Sex, Videos und viele peinliche Lügen

Auf dem Armesünderbänkchen für US-Politiker sitzt ein Neuer. Der Demokrat und ehemalige Präsidentschaftskandidat John Edwards musste nach langem Leugnen zugeben, seine Frau mit einer Wahlkampfhelferin betrogen zu haben.

Von Andreas Geldner, Washington

Eines hat John Edwards seiner Frau erspart: im Gegensatz etwa zu dem vor einigen Monaten zu öffentlicher Buße und Rücktritt gezwungenen demokratischen New Yorker Gouverneur Eliot Spitzer musste sie ihm nicht stumm und dulddend vor den Fernsehkameras Gesellschaft leisten, als er öffentlich Asche auf sein Haupt streute. „Sie können mich nicht mehr geißeln, als ich mich selber gegeißelt habe. Ich bin völlig bloßgestellt“, sagte

Edwards in einem Interview dem Fernsehsender ABC. Doch die öffentliche Reue kommt spät. Spätestens seit Edwards vor einigen Tagen in einem Hotel in Beverly Hills von Reportern des „National Enquirer“ bei einem Treffen mit der Geliebten ertrapt worden war, blieb ihm nur noch die Flucht nach vorn.

Er habe die 44-Jährige Rielle Hunter nur getroffen, um sie davon abzuhalten, die Sache öffentlich zu machen, beteuert Edwards. Er hatte Hunter kennengelernt, als sie Videos für seinen Wahlkampf produzierte. Die Affäre sei bereits 2006 zu Ende gewesen, und er habe die Sache kurz darauf seiner schwer kranken Frau gebeichtet, sagt Edwards, der nach dem Unfalltod eines Sohnes noch drei erwachsene Kinder hat. Doch der Umstand, dass Edwards darauf besteht, seine Frau „nur“ betrogen zu haben, als ihr Brustkrebs vorübergehend auf dem Rückzug gewe-

sen sei, ist nur eine der Merkwürdigkeiten. Die Exgeliebte ist schwanger, angeblich aber nicht von Edwards. Zu dem im Februar geborenen Kind hat sich einer seiner Wahlkampfhelfer bekannt. Es gibt aber ein Foto des demokratischen Politikers, auf dem er am Rande einer Wahlveranstaltung das Baby im Arm hält. Er hat angeboten, einen Vaterchaftstest zu machen. Die Frau lehnte ab.

Ein abgekartetes Spiel? Noch merkwürdiger: der Finanzchef von Edwards Wahlkampagne hat der Frau angeblich 15 000 Dollar im Monat zugesteckt; sie wohnt heute in einem drei Millionen Dollar teuren Haus in Kalifornien. Von all dem habe er nichts gewusst, sagt der Jurist Edwards. Seine Glaubwürdigkeit und seine politische Karriere liegen in Trümmern. Politisch spielt der 55-Jährige nach seinem frühen Scheitern in den Vorwahlen keine große Rolle. Allerdings galt er als

Kandidat für das Justizministerium im Falle eines Sieges von Obama, und zeitweise stand er auch nach 2004 zum zweiten Mal auf der Liste für die Vizepräsidentschaft.

Ihre Würze bekommt die Affäre durch das Auftreten von Edwards als Saubermann. Als sein Parteifreund Bill Clinton in die Lewinsky-Affäre verwickelt war, gehörte er zu denen, die den moralischen Zeigefinger hoben. „Atemberaubend“ sei das Verhalten des Präsidenten, sagte Edwards 1999. „Er hat eine bemerkenswerte Respektlosigkeit gegenüber den moralischen Dimensionen politischer Führung, gegenüber seinen Freunden, seiner Frau und seiner Tochter gezeigt.“ Im Wahlkampf hatte Edwards einen Kreuzzug für das „moralische, ehrliche, gerechte Amerika“ und die kleinen Leute geführt.

Verheerend sind für ihn vor allem die hartnäckigen Lügen, mit denen er die Affäre zu vertuschen versuchte, seit im vergangenen Oktober der „National Enquirer“ davon Wind bekommen hatte. Das war mitten im Vorwahlkampf, in dem Edwards neben Hillary Clinton und Barack Obama gute Chancen attestiert wurden. Der „National Enquirer“ gilt in seriösen Journalistenkreisen als Schmutzblatt – und so bohrte von den angesehenen Medien niemand nach, als Edwards das Ganze rundweg „Müll aus der Klatschpresse“ nannte. Dies wird von Konservativen als Beleg dafür gewertet, dass eine angeblich liberale Medienmafia Sexsünder bei den Demokraten zu vorsichtig anfasse.

Fassungslos schaut die Nation zu, wie sich ein als moralische Autorität geltender Politiker demontiert. „Es ist doch eigentlich bizarr“, schreibt die Kolumnistin Gail Collins in der „New York Times“: „Da geben diese Politiker Millionen aus, um ihre Gesichter überall an den Straßenrand zu pflastern – und dann denken sie, dass sie etwas ganz im Verborgenen anstellen können.“



John Edwards hat sich in seinem Lügengespinnst verstrickt, seine politische Karriere dürfte beendet sein.

Foto AFP